

Am 19. August 1917 starb im 82. Lebensjahr das ordentliche Mitglied der historischen Klasse, die ihn wiederholt auch als Sekretär an ihre Spitze gestellt hatte, der Doktor der Theologie und der Philosophie **Johann Friedrich**, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität München.

Nicht bloß in der Geschichte der Akademie und der von ihr gepflegten Wissenschaft wird sein Name fortleben: unlösbar ist er verknüpft mit dem der Weltgeschichte angehörigen gewaltigen Kampf, der im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts mit der katholischen Kirche zugleich das gesamte geistige Leben vor allem Deutschlands auf das Tiefste erschütterte. In den vordersten Reihen, ja zeitweilig an der Spitze begeisterter

Streiter stehend, als Wortführer und Wegweiser sie um sich sammelnd und zusammenhaltend, hat er zwar die Niederlage der von ihm mit den nie versagenden Waffen der Wissenschaft schlagfertig verfochtenen Sache, für die er sein ganzes Dasein einsetzte, nicht abzuwenden vermocht. Ein gewisser tragischer Hauch liegt über das Leben des vortrefflichen Mannes gebreitet, der, in ungewöhnlichem Maße zum bahnbrechenden Forscher und erfolgreichen Lehrer berufen oder bestimmt, dereinst eines höheren geistlichen Amtes mit besonderer Würde zu walten, die Jahre blühendster Kraft in einem aussichtslosen Kampfe verbringen mußte, sieglos zwar, aber doch nicht besiegt. Denn nicht bloß ungebrochen, ungebeugt ist er daraus hervorgegangen, und wie die stolz aufrechte Haltung der hochragenden Gestalt und das sie krönende weißumlockte Haupt, aus dem die leuchtenden Augen ebenso sinnig ernst wie mild und freundlich und dabei klar und zuversichtlich um sich blickten, den Mann erkennen ließen, dem die Stürme eines widrigen Geschicks nichts anzuhaben vermochten, so lebte auch in seinem Geist und Herzen unerschüttert und unerschütterlich die nicht bloß tröstende, sondern auch erhebende und begeisternde Überzeugung von dem guten Recht der von ihm vertretenen Sache.

Als Sohn eines Landschullehrers war Johann Friedrich am 5. Mai 1836 in Poxdorf bei Forchheim in Oberfranken geboren. Dort und in Dormitz bei Erlangen, wohin der Vater versetzt wurde, verlebte er seine Kindheit. Den Segen der alten fränkischen Kindererziehung, deren Grundlagen Zucht und Ordnung, Sittlichkeit und religiöser Sinn waren, hat auch er an sich erfahren, zumal nach des Vaters frühem Tod die Mutter mit drei Söhnen in den bescheidensten Verhältnissen zurückblieb. Schon diese wiesen den früh als besonders begabt und strebsam erkannten Knaben auf den geistlichen Stand hin. Eine Freistelle in dem Aufseßianum ermöglichte ihm den Gymnasialbesuch in Bamberg; in dem dortigen Lyzeum absolvierte er die vorgeschriebenen theologischen Studien, wie es scheint, ohne daß von einem der Lehrer besonderer Ein-

fluß auf ihn geübt oder ihm eine nachhaltigere Anregung zu teil geworden wäre. Im Jahr 1859 zum Priester geweiht, wurde er als Kaplan nach Markt Scheinfeld geschickt. Es war das — eine eigentümliche Verkettung der Umstände — derselbe Ort, wo mehr als dreißig Jahre früher sein nachmaliger Lehrer, Meister und Freund, Ignaz von Döllinger, in der gleichen Stellung tätig gewesen war. Hatte Friedrich früher nach seinem eignen Geständnis sich mit dem Gedanken getragen, das ihn erfüllende höhere Streben werde am sichersten Befriedigung finden, wenn er in den Jesuitenorden einträte und er so Teilnehmer an dessen weitreichendem Einfluß würde, so scheint er nun in der beschaulichen Stille des freundlich gelegenen Scheinfeld, das mit dem benachbarten Stammschloß der Fürsten Schwarzenberg und seinen sich weithin erstreckenden schattigen Wäldern die angestammte Liebe zu seiner schönen fränkischen Heimat nur befestigen und das ihr entspringende dem Franken eigne Stammesgefühl steigern konnte, sich über seinen eigentlichen Beruf recht klar geworden zu sein: er erkannte ihn in der geschichtlichen Forschung im Dienste seiner Kirche. So beschloß er die dazu nicht ausreichende Lyzealbildung durch planmäßiges gründliches Studium zu ergänzen. Er fand dafür die Billigung seiner Oberen: der Erzbischof von Bamberg erlaubte ihm dazu 1860 nach München zu gehen. Da war es denn eine überaus günstige Fügung, die in mehr als einer Hinsicht für sein ganzes Leben entscheidend werden sollte, daß eben damals Döllinger an den Erzbischof mit der Frage herantrat, ob er ihm nicht einen jungen Geistlichen empfehlen könnte, der geneigt wäre sich der Kirchengeschichte zu widmen; er habe es schon mit Oberbayern und Schwaben versucht, keiner habe ausgehalten. Der Erzbischof nannte ihm den Kaplan von Markt Scheinfeld, mit dem Bemerken freilich, ob derselbe geeignet sei, das zu entscheiden sei seine Sache. Welche vortreffliche Wahl damit getroffen war, hat die Folge gelehrt; wenn jemals, so war damit der richtige Mann auf den richtigen Platz gestellt.

In München trat Friedrich erst als bevorzugter Schüler,

dann als vertrauter Gehilfe alsbald in die engste Verbindung mit dem großen Theologen, dem er, in seinen Haushalt aufgenommen und so während der nächsten Jahre durch tägliche Lebensgemeinschaft auf das engste verbunden, bald ein bewährter Mitarbeiter und verständnisvoller Berater wurde, ohne Verzicht auf seine Selbständigkeit, von dessen überlegener Einsicht auch bei seiner alsbald einsetzenden literarischen Tätigkeit unmerklich geleitet, wohl auch auf desselben Empfehlung der Sorge um seine Existenz durch Verleihung eines Benefiziums an der Hofkirche und die bescheidenen Honorare für seine wissenschaftlichen Arbeiten vollends überhoben. Nicht ausdrücklich genannt, aber als nützlicher und selbstloser Mitarbeiter gebührend gewürdigt, trat Friedrich zuerst als Gelehrter vor die Fachgenossen, indem er für den ersten Band der auf Veranlassung und mit Unterstützung König Maximilians II. von Döllinger herausgegebenen „Beiträge zur politischen, kirchlichen und Kulturgeschichte der sechs letzten Jahrhunderte“ die von einem inzwischen verstorbenen jüngeren Gelehrten in spanischen Archiven gesammelten Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte Karls V. und Philipps II. bearbeitete und den Druck des ganzen Werkes leitete. Da nun aber schon damals der Gegensatz zwischen dem bisher als geistiges Haupt der Ultramontanen geltenden Döllinger und den immer mehr Einfluß gewinnenden Neuscholastikern sich zusehends verschärfte, richtete sich das Mißtrauen der Letzteren namentlich auch gegen den „bekannten Amanuensis“, und gleich dessen erstes selbständiges wissenschaftliches Auftreten führte zu einem Zwischenfall, der für die herrschende Spannung bezeichnend war und als Vorspiel künftiger schärferer Konflikte gelten konnte. Nachdem Friedrich in den üblichen Formen den theologischen Doktorgrad erworben hatte, habilitierte er sich in der Münchner theologischen Fakultät für Kirchengeschichte. Von den beiden dazu vorgelegten Schriften behandelte die erste „Johann Wessel. Ein Bild aus der Kirchengeschichte des 15. Jahrhunderts“ (Regensburg 1862) den humanistisch gebildeten und fromm-

werktätigen Theologen nicht als Vorläufer der Reformation, den namentlich die protestantische Forschung in ihm hatte sehen wollen, sondern als den Vertreter der Kirche seiner Zeit und als das natürliche Ergebnis ihrer bisherigen Entwicklung. Noch deutlicher trat der konservative Zug seiner Kritik in der zweiten Schrift zutage: „Die Lehre des Johann Huß und ihre Bedeutung für die neuere Zeit“ (Regensburg 1862). Wohl läßt auch er den heißblütigen Tschechen in manchen Stücken als Vorläufer Luthers gelten, zeigt dann aber durch eine sorgsame Zusammenstellung der gelegentlichen Äußerungen desselben über seine niemals einheitlich dargelegte Lehre, wie diese eigentlich vielmehr den Staat als die Kirche betraf. Vorangeschickt war eine geharnischte Vorrede, welche sich gegen den ungenannten, aber zweifellos wohlbekanntem Verfasser einer von offener Feindseligkeit diktierten Besprechung richtete, die noch vor dem Erscheinen des Buches veröffentlicht war, was nur durch einen schnöden Vertrauensbruch hätte geschehen können. Auch dies konnte fast wie ein Vorspiel zu Kämpfen erscheinen, die Friedrich später auszufechten hatte.

Die erschöpfende Gründlichkeit der Forschung, die Selbstständigkeit des Urteils und die Feinheit der Kombination, welche diese Studien auszeichnete, ließen auch von dem großen Werk, der „Kirchengeschichte Deutschlands“, das Friedrich in Angriff genommen hatte, das Beste erwarten. Noch vor diesem erschien eine kleinere Arbeit, welche zeigte, wie Friedrich bisher von der Forschung übersehene Probleme scharfen Blicks erfaßte und ihre Lösung anbahnte, die Studie: „Reformatoren und Astrologen als Prediger der Reformation und Urheber des Bauernkriegs. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte“ (München 1864). Sie eröffnete einen Blick in eine bisher nicht beachtete Seite des geistigen Lebens des deutschen Volkes, freilich ohne die Sache zum Abschluß zu bringen. Im Jahre 1866 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, eine Beförderung, die ihm schon früher zugedacht, aber an dem Widerspruch des Münchner Erzbischofs gescheitert war. Im Jahre 1867 erschien der erste, die

Römerzeit behandelnde Band der „Kirchengeschichte Deutschlands“, in begreiflicher Dankbarkeit Döllinger als „dem hochherzigen Förderer der Wissenschaft“ gewidmet. Zwei Jahrzehnte waren damals seit dem Erscheinen des auf diesem Gebiet epochemachenden Werkes von Rettberg verflossen; mit ihm galt es daher sich auseinanderzusetzen, nicht bloß in Betreff einzelner streitiger Punkte, wofür zum Teil eine Fülle neuen Materials vorlag, sondern auch über wichtige Fragen der Methode und über grundlegende Prinzipien kirchengeschichtlicher Forschung überhaupt. Die Art, in der Friedrich dies tat, entsprach durchaus der bereits in seinen früheren Arbeiten hervorgetretenen konservativen Richtung, indem er gegenüber der Hyperkritik des allzu skeptischen Rettberg die Tradition aufrecht zu erhalten sucht, und zwar meist mit Erfolg. Das Werk, die reife Frucht ungewöhnlich umfassender Gelehrsamkeit, eindringenden Scharfsinns und begeisterter Hingabe an den großen Stoff fand denn auch die verdiente Anerkennung: auf Döllingers Vorschlag wurde Friedrich daraufhin zum außerordentlichen Mitglied der historischen Klasse unserer Akademie berufen. Leider ist das Werk unvollendet geblieben; in der Vorbemerkung zu der 1869 erschienenen ersten Hälfte des zweiten Bandes, welche die verheißene Darstellung der kirchlichen Entwicklung von Bayern, Franken, Thüringen und Friesland, sowie der allgemeinen Verhältnisse nicht mehr enthielt, mußte Friedrich bedauernd konstatieren, daß daran Verhältnisse schuld seien, die nicht in seiner Hand lägen und nicht von ihm abhängen — offenbar buchhändlerische Schwierigkeiten. Wenn er aber die Fortsetzung des Werkes davon abhängig machen zu müssen meinte, daß das Interesse für den Gegenstand ein allgemeineres würde, so hatte er wohl die steigende Erregung im Auge, die damals in der katholischen Kirche herrschte, übersah jedoch, daß diese ganz andere Fragen und sehr bestimmte Ziele im Auge hatte und der freien wissenschaftlichen Forschung keineswegs günstige Aussichten eröffnete.

Es ist hier nicht der Ort und auch die Zeit ist dermalen nicht danach angetan, auf Ursprung und Verlauf, Ziele und

Ausgang des Kampfes der Geister des näheren einzugehen, den das Vatikanische Konzil 1869/70 veranlaßte. Nur die Momente mögen hier in Erinnerung gebracht werden, die nicht bloß für Friedrichs Lebensgang entscheidend wurden, sondern auch seine wissenschaftliche Tätigkeit in ganz bestimmte Bahnen drängten, indem sie ihn nötigten, die gelehrte Forschung nicht mehr allein um der Wissenschaft willen zu treiben, sondern als Waffe im Kampf zu gebrauchen.

Der um Döllinger gesammelte Kreis gelehrter Theologen stand seit dem Anfang der sechziger Jahre in einem sich rasch verschärfenden Gegensatz zu der in der katholischen Kirche zur Herrschaft kommenden Richtung, zumal er von ihr auch eine Schädigung des national deutschen Charakters ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit fürchtete. Diesen zu verteidigen organisierte er sich zu dem bevorstehenden Kampf gegen den ausgesprochen römischen Neuscholastizismus, der zusehends an Einfluß gewann und siegesgewiß die Herrschaft erstrebte. Das war der Zweck und das Ergebnis der Versammlung katholischer Gelehrter, die auf Anregung Döllingers im Herbst 1863 in München tagte. Auch Friedrich trat entschlossen auf die damit gegebene Bahn. Nicht nur die unbestechliche Wahrheitsliebe des Gelehrten wies ihn an die Seite seines Lehrers und Meisters: der durch und durch deutsche Grundzug im Wesen des Franken kam darin zum Ausdruck und seine Überzeugung von der Überlegenheit der deutschen Wissenschaft und ihrer Arbeit. Handelte es sich doch in dem heraufziehenden Kampf auch um ein großes deutsches Interesse, dem er später in den Worten Ausdruck gegeben hat: „Unsere Schulen sind eigentlich die Bibliotheken und Archive, und unsere Lehrer, auf deren Worte wir schwören, die wahren, echten Quellen“. Daher vermüßte er bei den Gegnern von Anfang an „den wissenschaftlichen Ernst und jene heilige Scheu vor der Wissenschaft, ohne die sie nie einsehen werden, daß auch für die Theologie die historische Schule die Schule der Zukunft ist“. Hatte er schon bei seinen bisherigen kirchengeschichtlichen Forschungen gerade den Konzilien besondere Aufmerksamkeit zugewandt, so

trat angesichts der von Rom ausgehenden Bewegung die Frage nach deren Stellung und Berechtigung in den Mittelpunkt nicht bloß seines wissenschaftlichen, sondern auch seines kirchenpolitischen Interesses. Die Einberufung des Vatikanischen Konzils bezeichnete den Beginn des lange drohenden Kampfes. Damit schlug auch für Friedrich die Schicksalsstunde, freilich in anderm Sinn, als er erwartet und der bisher gewonnenen Einsicht nach für möglich gehalten hatte.

Vertieft in das Studium der Akten des Tridentiner Konzils in der Bibliothek der schönen Hauptstadt Südtirols traf ihn von Döllinger „die Sensationsnachricht“, dieser habe ihn dem Kardinal Fürsten Hohenlohe zum wissenschaftlichen Beirat während des Konzils vorgeschlagen. Wie wäre da ein Schwanken möglich gewesen? Fügt Döllinger doch hinzu: „Welch eine prächtige Gelegenheit, hinter den Kulissen stehend ein großes kirchengeschichtliches Drama (hoffentlich weder Komödie noch Trauerspiel) aufgeführt zu sehen! Das ist für Ihre kirchengeschichtliche Ausbildung soviel wert, wie zehn Jahre Quellenstudium“.

In anderer Weise, als Döllinger gewünscht hatte, ging diese Vorhersagung in Erfüllung — wie, unter welch schweren innern Kämpfen und unter dem Verzicht auf bisher im Herzen getragene Ideale, davon hat Friedrich selbst in seinem „Tagebuch während des Vatikanischen Konzils geführt“ ebenso ergreifende wie lehrreiche Kunde gegeben, die sich auch den gehässigsten Angriffen gegenüber als unanfechtbar wahrheitsgetreu erwiesen hat.

Was weiter geschah, ist nur allzu bekannt. Jahre heißer, auch von ihm nicht ohne Leidenschaft geführter Kämpfe ließen aus dem stillen Gelehrten einen Streiter werden, der in Wort und Schrift für die Kirche eintrat, der er sich einst gelobt hatte. Von seinem Lehrstuhl verdrängt, versuchte er denselben in der gastlichen Schweiz eine wissenschaftliche Burg zu errichten, indem er 1874—75 an der neuerrichteten altkatholischen theologischen Fakultät in Bern Vorlesungen hielt und unermüdlich durch gelehrte Forschung das gute Recht der-

selben verfocht, dabei mit Vorliebe den Erscheinungen früherer Zeiten nachgehend, die das jetzt Geschehene vorbereitet hatten und begreifen lehren konnten. Doch erwies sich die Organisation der Gegner fester, als er geglaubt hatte, und auch sonst wartete seiner manch schmerzliche Enttäuschung, indem von seinen Gesinnungs- und Kampfgenossen die einen die rechte Ausdauer, die andern die rechte Mäßigung vermissen ließen. So trat er nach einiger Zeit von der führenden Stelle zurück, die er eingenommen hatte. Aber noch mehr als zehn Jahre, die der vollsten männlichen Reife und Kraft, hat Friedrich an diesen Kampf gesetzt, der vorübergehend selbst seine bescheidene bürgerliche Existenz in Frage zu stellen drohte. Welch ein Trost war es ihm da, die Hüterin seiner Kindheit, die geliebte Mutter, als Pflegerin neben sich zu haben! Und weit über den Kreis seiner Mitstreiter hinaus fand sein tapferer Sinn ehrende Anerkennung: ihr entsprang auch seine Wahl zum ordentlichen Mitglied unsrer Akademie im Jahre 1880, die Wilhelm von Giesebrecht beantragte. Mit seiner Ernennung zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Münchner Hochschule im Jahre 1882 kehrte endlich auch der äußere Friede in sein Leben wieder.

Noch 25 Jahre ist es Friedrich vergönnt gewesen sich der wohlverdienten Ruhe zu erfreuen, aber auch während dieser Zeit stand er unermüdlich gewissermaßen auf hoher Warte, wachsam um sich spähend und jeden Augenblick bereit für seiner Kirche Sache die Waffe der Wissenschaft zu führen und ihr gutes Recht mannhaft zu verteidigen. Nicht bloß ungebrochen, das zeigte sich da, auch ungebeugt war er aus dem Kampfe hervorgegangen, dessen Verlauf er mit ruhiger Unbefangenheit betrachten konnte und historisch begriff. So schrieb er schließlich die „Geschichte des Vatikanischen Konzils“: dieses war ihm „ein historisches Objekt, gerade wie irgend ein anderes, das etwa hundert Jahre hinter uns liegt und bei dem die handelnden Persönlichkeiten uns ebenfalls bereits fremd geworden sind“. Um es aber historisch zu begreifen, mußte er weiter ausholen und die Verhältnisse dar-

legen, die es überhaupt möglich gemacht hatten. Mit welcher Meisterschaft er das getan, erhellt am besten aus dem Geständnis eines seiner entschiedensten Gegner, Hergenröthers, dieser Teil des Werks sei wirklich eine Geschichte des Ultramontanismus. Daneben schrieb er dann in ihn selbst ehrender Pietät das Leben Döllingers auf Grund der von diesem nachgelassenen Aufzeichnungen; unter seiner Hand wuchs es sich aus zu einer Geschichte des geistigen Lebens und namentlich der katholischen Theologie im 19. Jahrhundert.

So klang das lange Zeit stürmisch bewegte Leben wie in innerem so auch in äußerem Frieden harmonisch aus. In dem erhebenden Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben, blickte er ruhigen und heiteren Sinnes auf die Jahre des Kampfes zurück, mochte auch noch gelegentlich in der Erinnerung daran sein Auge zornig aufflammen. In zwanglosem Verkehr mit zahlreichen verehrenden Freunden verfolgte er voll lebendiger und verständnisvoller Teilnahme die Entwicklung Deutschlands, mochte er auch für manche Erscheinung darin nur ein erstauntes Kopfschütteln oder ein spöttisches Wort haben. Ein Freund der Natur vertauschte er im Sommer gern die Enge des Studierzimmers mit den malerischen Gestaden des Staffelsees und des Bodensees, deren milde Lüfte ihm besonders wohl taten und deren schön geschwungene Linien die Gedanken des einsamen Wanderers in die Ferne und aufwärts zogen. Und als dann endlich die Anzeichen sich mehrten, daß die Kraft des rüstigen Greises allmählich erlösche, da hat er noch einmal auf alles Erlebte mild und versöhnlich zurückgeblickt, sein Haus bestellt in treuer Fürsorge für die Sache, der er sein Leben geweiht hatte, und ist ohne längeres Leiden friedlich und schmerzlos dahingegangen, tief betrauert von allen, die ihm näher gestanden, und geehrt als ein ganzer Mann auch noch von seinen Gegnern.

H. Prutz.